

Nachdenken über Theodor S.

„Innerlichkeit“ bei Storm und Christa Wolf

Von Bernd W. Seiler, Bielefeld

Daß das Buch ein Politikum gewesen ist, mag noch immer zuerst ins Bewußtsein treten, wenn von „Nachdenken über Christa T.“ die Rede ist. Vor zehn Jahren in der DDR veröffentlicht und wegen seiner „betonten Innerlichkeitsproblematik“ sogleich wieder zurückgezogen, ist Christa Wolfs angefeindeter Roman zu einem Signal für den Anspruch der DDR-Literatur auf das Menschlich-Private geworden, für die Entdeckung einer Art von Unglück, das nicht ohne weiteres durch gesellschaftlichen Optimismus zu heilen ist.¹ Inzwischen haben freilich andere das Thema fortgeführt, Plenzdorf in den „Neuen Leiden des jungen W.“, Volker Braun in der „Unvollendeten Geschichte“, Kunze in den nur hier erschienenen „Wunderbaren Jahren“, so daß man den 1973 auch in der DDR zugänglich gewordenen Roman als nicht mehr aktuell, als nur noch literaturgeschichtlichen ‚Fall‘ verstehen könnte. Das ist er jedoch nicht. Schon seine Erzählform, dieses in Vermutungen und Zurücknahmen sich mühende Entwerfen des Lebensbildes der Christa T. bleibt eine andauernde Herausforderung an die Normen des ‚Sozialistischen Realismus‘, und es finden sich in ihm auch die noch immer schärfsten Äußerungen gegen den landläufigen Helden-Begriff und die zum Dogma erhobene Wirkungsästhetik, die in der DDR-Literatur bisher formuliert worden sind.² Relevant geblieben ist der Roman aber auch in seiner Thematik, an der ein Aspekt bisher noch kaum erörtert worden ist: der der Auseinandersetzung mit dem ‚literarischen Erbe‘, wie man in der DDR sagt, und dabei insbesondere die Beschäftigung mit Theodor Storm. Literarische Zitate und Anspielungen finden sich in „Nachdenken über Christa T.“ insgesamt in großer Zahl; Goethe, Kleist und Thomas Mann sind ebenso im Text zu identifizieren wie Brecht und Anna Seghers, von weiteren direkten Literaturhinweisen ganz abgesehen. Storm nimmt aber eine herausgehobene Stellung ein, insofern die Germanistikstudentin Christa T. ihre Staatsexamensarbeit über ihn schreibt, so daß sein Werk zu einem Element der erzählten Geschichte selber wird. Was sich daraus ergibt, ist mehr als ein literaturgeschichtlicher Exkurs. Es leitet hin zu einer sensiblen Antwort auf die Frage, welche Wirkungen die Dichtungen Storms auf die Leser unserer Zeit noch haben könnten, bzw. was sie für den im Sozialismus – oder überhaupt – ‚zu sich selber kommenden Menschen‘ bedeuten.³

Eine erste Ebene des ‚Nachdenkens‘ über Storm ist die seiner literaturhistorischen Einordnung, wie sie Christa T. in ihrer Examensarbeit vornimmt. Das Bild, das sich dabei ergibt, läßt sich noch verhältnismäßig leicht mit vertrauten wissenschaftlichen Positionen verbinden und auch

exakt dem Zeitraum zuordnen, in dem der Chronologie des Romans zufolge die Arbeit entstanden ist.⁴ Es ist das Jahr 1954, und den offenbar wichtigsten Bezugspunkt bildet die Einschätzung der „Deutschen Realisten des 19. Jahrhunderts“ durch Georg Lukács.⁵ In Anlehnung an dieses Vorbild – bis zum Ungarischen Aufstand 1956 genöß Lukács in der DDR ja kanonische Geltung – sieht Christa T. Storm in eine „von Niedergangstendenzen und Epigonentum gezeichnete Zeit gestellt“, beanstandet sie seinen Rückzug „in den Lebenswinkel“ provinzieller Abgeschiedenheit, bedauert sie die Reduzierung seines Werkes auf die „spärlichen menschlichen Beziehungen“ in Liebe und Familie. Allenfalls legt sie mehr als Lukács Gewicht auf die Anstrengungen, die Storm in dieser Situation um seiner Dichtung willen habe auf sich nehmen müssen, bewundert sie mehr als dieser, was er „dennoch“ – durch die „Rettung der Poesie an den Rand des Geschehens“ – geleistet habe.⁶ In manchem erinnert ihr deutendes Nachempfinden an Lukács' frühen Essay über „Bürgerlichkeit und l'art pour l'art“, aber der hat wohl weniger eine Rolle gespielt als der auch von der Erzählerin angedeutete Einfluß Thomas Manns.⁷

Nun wäre es allerdings verfehlt, dieses Bild eines seiner Zeit entfremdeten, in persönlichen Konflikten festgehaltenen Storm aus der Funktion herauszulösen, die es innerhalb des Romans hat. Die Erzählerin läßt keinen Zweifel daran, daß es zugleich um Christa T.s eigene schriftstellerische Bemühungen geht, daß das Storm-Porträt „Selbstprüfung und fast unverhüllte Selbstdarstellung“ ist.⁸ Es werden hier aber doch noch einmal in aller Schärfe die Wandlungen sichtbar, die sich in der Storm-Deutung in den vergangenen zwanzig Jahren sowohl in der DDR als auch bei uns ergeben haben. Für Lukács, wie Christa T. ihn kennt, war das Entscheidende noch der – politisch bedingte – Provinzialismus Storms, die Einschätzung seines Werkes als Poesie des Verzichts, der zwar faszinierende Momente zugestanden wurden, die jedoch in einer sozialistischen Gesellschaft keinen Platz mehr beanspruchen konnte. Diese Verurteilung einer ja weiterhin wirksamen Literatur hätte der DDR auf die Dauer jedoch zu viel an Tradition entzogen, als daß man sich mit ihr hätte abfinden können, und so kam es nach Lukács politischem Fall auch zu einer Neuorientierung gegenüber Storm und anderen Dichtern des ‚Erbes‘. Goldammer begann 1956 – zunächst noch anknüpfend an den Lukács von „Bürgerlichkeit und l'art pour l'art“ – gegen die ‚Storm-Legende‘ anzugehen, die er sowohl in der Inanspruchnahme Storms für das ‚moderne Lebensgefühl‘ westlicher Prägung (Stuckert) als auch in seiner Abstempelung zum Idylliker (Lukács) zum Ausdruck kommen sah.⁹ Er wertete Storm zum empfindsamen Beobachter und hellstichtigen Kritiker seiner Zeit um, dem „die höchsten Leistungen nicht in der Darstellung idyllischer Zustände gelingen, sondern dort, wo er die Bedrohung, ja die Zerstörung des friedlichen altbürgerlichen Lebens gestaltet“¹⁰. Als Dichter, der nicht nur „mit Schrecken und Schmerz die menschliche Entfremdung in der kapitalistischen Gesellschaft wahrgenommen“, sondern auch „Partei für Fortschritt und Humanität“ ergriffen hatte, fand Storm nunmehr einen festen Platz in der literarischen Ahnengalerie der DDR, mochte er auch „vor einer wie immer gearteten revolutionären Lösung zurückgeschreckt“ sein.¹¹ In der Bundesrepublik standen indessen noch längere Zeit existen-

tielle, psychologische und formale Deutungsaspekte im Vordergrund. Erst Anfang der siebziger Jahre wurde hier – mit der bei Verspätungen nicht ungewöhnlichen Übertreibung – der „Rebell im Lehnstuhl“ entdeckt und gegen sein eigenes Frühwerk ausgespielt, dieses „wehmütige Getue schöner Seelen, die er aus poetischen Fertigteilen und abgetakelten Stimmungsrequisiten so oft und gar zu mühelos zusammengebaut hatte“.¹² Storm-Biograph Vinçon ließ dann auch den vergleichsweise differenzierten Goldammer weit hinter sich an Entschlossenheit, „diesen republikanischen Autor des mittleren Bürgertums, der nicht zuletzt gegen Adel, Kirche und Großbourgeoisie schrieb, gegen seine reaktionären Apologeten zu verteidigen“, aber auch „die Beschränktheit seiner immanenten Klassenkritik“ offenzulegen.¹³

Wenn in „Nachdenken über Christa T.“ demgegenüber eher an das Bild vom unpolitischen Idylliker angeknüpft wird, so gleichwohl nicht im Sinne einer historischen Standortbestimmung. Es soll diese Deutung vielmehr zu der Frage hinführen, was den Leser unserer Zeit noch an Storm interessiert. Eine Passage aus Christa T.s Examensarbeit lautet:

Von der Reaktion eines normalen Lesers – meine eigene – auf eine Novelle des Dichters Storm soll die Rede sein, des Dichters, dem die stillen Orte, die den Knaben tief beeindrucken, zur Sehnsuchtslandschaft geworden sind. Ähnliche Erlebnisse der eigenen Kindheit wachen auf. Pirschgang auf Rotwild mit dem Förster im Hochwald – Rückkehr in den Baumgarten des Großvaters. Ganz hinten von dichten grünen Büschen eingeschlossen das Bienenhaus mit den summenden Körben auf der offenen Sonnenseite, die einfachen Geräte an der Holzwand, auf der Bank der Geschichten erzählende Großvater, das liebe schöne Gesicht der Großmutter im Blättergewirr der Heckenpforte – ein Teil unvergessenen dörflichen Kinderglücks wird lebendig. Grüngolden sind die Farben der Erinnerung.¹⁴

Als Gegengewicht zu der gewissermaßen offiziellen Kritik, die an Storms Dichtungen wegen ihres zu geringen gesellschaftlichen Gehalts geübt wird, entdeckt Christa T. die Möglichkeit, sich in diesen Dichtungen noch immer selbst begegnen zu können. Gerade die Begrenztheit ihrer Welt, die einfühlsame Beschreibung von Situationen und Stimmungen spricht sie an, weil sie hier mit einem Gefühl von Glück zu eigenen Erlebnissen und Erfahrungen zurückfindet. Eine allzu private, allzu beliebige Art der Aneignung? Ein Blick auf den zwar nicht genannten, aber erschließbaren Bezugstext zeigt, daß das keineswegs der Fall ist. Christa T.s Assoziationen beziehen sich offensichtlich auf Storms Sommergeschichte „Ein grünes Blatt“. Das dort geschilderte Erlebnis des jungen Gabriel, der sich auf dem Weg ins Feldlager noch einmal in märchengeleicher Entrücktheit seiner Heimat bewußt wird, enthält fast alle Elemente des von Christa T. skizzierten Erinnerungsbildes: In der sommerlichen Heide von der ihm unbekanntem Regine aufgespürt, begleitet Gabriel das Mädchen durch einen hohen Laubwald in das Haus ihres Großvaters. Dort gehen sie durch den Garten „auf eine kleine Wiese, von welcher ein viereckiges Plätzchen durch dichte Buchenhecken abgezäunt war“. Gabriel sieht „gegenüber an der Laubwand, schon in halbem Schatten, ein hölzernes Bienenhäuschen, worauf die Strohkörbe neben- und in doppelter Reihe übereinander“ stehen. Auf der Bank sitzt der Großvater, verschiedene „Geräte“ neben sich, mit den Bienen beschäftigt. Später erzählt er aus seinem Leben, und die „Worte des alten Mannes hörten sich wie ein rieselndes Wasser“. Regine

aber „lehnte mit dem Ellbogen über die Pforte und hörte schweigend zu, wie aus einem Rahmen schaute das frische Mädchenantlitz zwischen den Blättern hervor“. ¹⁵

Die von Storm beschriebene Gartenszene setzt bei Christa T. also offenbar Vorstellungen frei, die ihr aus eigener Anschauung im Gedächtnis geblieben oder doch wenigstens zurückrufbar sind, und sie bringt zugleich die Erinnerung an Erlebnisse hervor, die sich mit diesen Eindrücken verbunden haben. Dem Text konvergent wirken dabei, soweit das überhaupt zu beurteilen ist, ihre Vorstellungen von Sommerzeit, Heide, Wald, Garten, Bienenstöcken usw., während sich der Rollentausch mit Gabriel, die partielle Verschiebung der Figur der Regine zu der der eigenen Großmutter und die besondere Perspektive des Enkelkindes als individuelle Ausformungen darstellen. Mit einer werkgerechten Deutung scheint das nichts mehr zu tun zu haben, und doch gibt es Gründe, hier nicht einfach von einem Mißverständnis zu sprechen, sondern diese Sommergeschichte im wesentlichen sogar dafür bestimmt zu sehen, individuellen Erfahrungen anverwandelt zu werden. Daß Storm dem Geschehen einen bestimmten politischen Sinn hat unterlegt wissen wollen – Erinnerung und Mahnung, die Dänen aus der geliebten Heimat Schleswig-Holstein zu vertreiben –, ist jedenfalls kein Argument gegen Christa T.s Aneignung. Wie äußerlich dieser Aspekt geblieben ist, zeigt sich schon an dem vaterländischen „Epilog“-Gedicht, das Storm zur Verdeutlichung seiner Vorstellungen hinzugefügt, dann aber auf Wunsch der Herausgeber wieder zurückgezogen hat. ¹⁶ Das genügte nämlich, um alle politischen Besorgnisse auszuräumen, da im Text selber der gesellschaftliche und politische Hintergrund weitgehend im dunkeln bleibt. Man erfährt weder etwas über Zeit und Geographie der geschilderten Verhältnisse noch den Namen des ‚Feindes‘, den es zu bekämpfen gilt, und auch die sonst auf eine bestimmte historische Wirklichkeit verweisenden Textmomente bedeuten wenig für das den Kern der Erzählung bildende Glückserlebnis Gabriels. Das kommt direkt zum Ausdruck auch in den Versen über Regine – „Sie schritte doch vom Waldessaume / Niemals hinunter in die Welt“ –, nach denen die Begegnung mit ihr und die in ihrer Sphäre erfahrene Harmonie den üblichen ‚weltlichen‘ Erfahrungen nicht vergleichbar ist. ¹⁷ Der Sinn der Erzählung findet sich also eher in der Darstellung eines Lebensmomentes, in dem in unvergeßlicher Klarheit ein Begriff von Glück – Liebesglück, Lebensglück – offenbar wird, und in der gleichzeitigen Absicht, diese Erfahrung so suggestiv wie möglich mitzuteilen. Dem dient die genaue, „bis zur sinnlichen Mitempfindung des Lesers“ gesteigerte Beschreibung der Natur ¹⁸, aber auch der fast vollständige Verzicht auf Kennzeichen, die die Träger dieses Glückserlebnisses als irgend besondere Personen ausweisen. Gabriel und Regine sind nur Chiffren, die auf ihre Individualisierung durch den Leser warten und dabei sicher sehr weitgehende Umdeutungen zulassen. Insofern überläßt sich Christa T. also keinen ungerechtfertigten, vom Text nicht gedeckten Assoziationen, wenn sie sich an einen ähnlich glückerfüllten Tag ihrer eigenen Kindheit erinnert. Man darf vielmehr vermuten, daß sie damit genau die Vorstellungen zur Sprache bringt, um deretwillen „Ein grünes Blatt“ überhaupt nur gelesen und auch hundert Jahre nach seiner Entstehung noch ‚angenommen‘ wird.

Das heißt nicht, daß sich diese Wirkung nicht – vielleicht schon bald – verlieren könnte. So wie Christa T. den Vorgang der Aneignung beschreibt, ist er unzweifelhaft an ein gewisses Maß ähnlicher Lebenserfahrung gebunden. Nur weil ihre – unsere – natürliche Umwelt und die sozialen und familiären Lebensverhältnisse, aber auch unser Sprachverständnis mit den Darstellungen Storms noch hinreichend übereinstimmen, gelingt das spontane Nachempfinden des emotional Gemeinten. Andererseits ist dies aber auch kein Wirkungsmodell für Literatur schlechthin, die sich ja oft gerade in der Abbildung einer dem Leser unbekanntem Welt bewährt. Für Storms frühe Erzählungen jedoch, die ‚Situationen‘, wird hier etwas Wesentliches sichtbar. Sie verdanken ihre Wirkung – auch darin der Lyrik vergleichbar – vor allem der Besonderheit, daß sich in ihnen die sorgfältigste Behandlung der Natur und anderer situationstypischer Erscheinungen mit einer sehr unscharfen Beschreibung der Personen und ihrer Motive verbindet. Das erklärt auch, warum die Verdeutlichung der in diesen Erzählungen anklingenden psychischen und gesellschaftlichen Konflikte zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen führt. Für „Immensee“ z. B. werden in Beantwortung der Frage, warum Elisabeth und Reinhard einander nicht heiraten, so heterogene Gründe verfolgt wie der übermächtige Einfluß der Mutter, Reinhard's Künstlertum, das ihn an einer Bindung nicht interessiert sein lasse, oder die Angst Elisabeths vor einer materiell nicht gesicherten Zukunft.¹⁹ Dabei zeigt ein Vergleich mit der Erstfassung der Novelle, daß Storm dem schon von Mörike gewünschten Mehr an „individueller Bestimmtheit“²⁰ absichtlich aus dem Wege gegangen ist. Zeit, Ort und nähere Umstände des Geschehens sowie der Charakter der Personen sind in der Bearbeitung zusätzlich verdunkelt worden, weil es ihm offenbar nur darauf angekommen ist, Empfindungen nachfühlbar zu machen, wie sie in einer sich entwickelnden und dann unerfüllt bleibenden Liebesbeziehung typisch sind.²¹ Daß Storm die ‚banalen‘ materiellen Probleme, die damals dem Wunsch nach einer Ehe oft im Wege gewesen sind, vielleicht nur zu gut gekannt hat, daß er sie bewußt „im Zwielficht“ ließ, wie Kuchenbuch schreibt, um seinen Figuren „die Würde des tragischen Schicksals“ zu erhalten, braucht man deshalb nicht auszuschließen.²² Die positive und natürlich auch beabsichtigte Folge dieser Unbestimmtheit ist jedoch zugleich, daß es von sehr verschiedenen Erfahrungen her möglich ist, „Immensee“ als Spiegelbild persönlicher Gefühle zu verstehen, und zwar weit über den im Hintergrund der Novelle sichtbar gebliebenen materiellen Kausalnexus hinaus. Wie groß hier der Freiraum für individuelle Vorstellungen ist, sieht man oft schon an der interpretatorischen Aneignung eines so einfachen Charakteristikums wie dem des Alters von Reinhard und Elisabeth; obwohl es exakt berechenbar ist, werden nicht selten vage und natürlich unterschiedliche Reifevorstellungen bevorzugt.

Warum aber überhaupt die Aneignung einer Literatur, die im Leser nur Vergangenes heraufruft und in die Erinnerung an das erfahrene Glück immer auch ein Moment der Trauer mischt? In „Nachdenken über Christa T.“ wird die Frage für Storm folgendermaßen beantwortet:

Manche der Gedichte und Novellen dieses Dichters werden nicht vergehen. Nur werden sie von den späteren glücklicheren Menschen anders verstanden werden.

Weniger einsame Trauer wird aus ihnen rinnen. Eher wird ein hohes Lebensgefühl sich in ihnen wiederfinden, eine Schwermut des Glücks, die zu allen Zeiten auch der heiterste Mensch braucht. Storms schönste Dichtungen werden als Sehnsuchtsbild menschlicher Schönheit noch länger gelesen und geliebt werden.²³

Es mag bei der geringen theoretischen Substanz dieser Sätze gewagt erscheinen, Verbindungen zu Blochs „Prinzip Hoffnung“ zu ziehen, und doch erinnert das „Sehnsuchtsbild menschlicher Schönheit“ an die dort so vielfältig ausgestaltete Idee, daß Kunst „Vor-Schein“ noch nicht erreichter, nur durch sie zu projizierender menschlicher Möglichkeiten sei.²⁴ In diesem Sinne argumentiert auch Mohr, der Bloch allerdings nicht nennt, wenn er in den Bildern von Glück und Harmonie, die Christa T. dem Werk Storms abgewinnt, bzw. die sie sich aus eigener Erinnerung bewahrt, ein „Glücksversprechen“ sieht, die Andeutung von „etwas, was man noch leben will“ und was in der sozialistischen Gesellschaft „konkret“ werden soll.²⁵ Unproblematisch ist eine solche Deutung indessen nicht, denn die Glücksempfindungen, die in Storms Dichtungen aufgehoben erscheinen, können nicht einfach als emotionaler Dauerwert einer Zukunftsgesellschaft angesehen werden. Es geht ja gerade um die „Schwermut des Glücks“, d. h. um das Bewußtsein davon, daß bestimmte Erlebnisse nicht auf Wunsch sich einstellen und auch nicht dauern, sondern daß sie nur als Erinnerung beständig und wiederholbar sind. Ein utopischer Gehalt wäre deshalb allenfalls darin zu sehen, daß für die „späteren glücklicheren Menschen“ Lebensvoraussetzungen vorgestellt sind, die es erlauben, Glückserfahrungen ohne Bitterkeit über ihre Unwiederbringlichkeit zu bewahren. Nicht die in und durch Storms Novellen manifest gewordenen Glücksmomente als solche enthielten also das Glücksversprechen, sondern es läge in der Projektion einer Menschlichkeit, die sich ihrer erinnern darf, weil es wirklich existenzbedrohende Nöte nicht mehr gibt. Gemeint ist aber wohl auch eine Gesellschaft, in der man sich erinnern *kann* und bei aller Heiterkeit zu trauern fähig bleibt, eine Gesellschaft also, in der man dem Gedanken der Vergänglichkeit nicht ausweicht oder ihn durch metaphysische, kollektive und andere Trostangebote verharmlost. Storms Dichtungen aber sollen jene Sensibilität anregen und entwickeln, die sich Glück bewußt zu machen und es in Erinnerung zu halten vermag, – morgen, aber wohl auch schon für morgen.

Die Auseinandersetzung mit Storm findet nun allerdings nicht nur in der Ebene der Examensarbeit der Christa T. statt, sondern sie setzt sich fort in den Darstellungen und Reflexionen der Erzählerin und gewinnt so eine noch um einiges weiter reichende Bedeutung. Zunächst einmal wird in einer Reihe von Szenen der Stimmungswert von Naturschilderungen vor Augen geführt und zugleich genutzt, um bestimmte Empfindungen der handelnden Personen vorstellbar zu machen. Ein Liebesverhältnis der zwanzigjährigen Christa T. zu einem jungen Lehrer aus dem Nachbardorf wird z. B. mit folgenden Andeutungen verbunden:

Ein Abend Ende Juni. Wo sie also, wenn wir wollten, am Zaun stand unter den Kirschbäumen im Schulgarten, die verbürgt sind ebenso wie der kleine Ententeich, dem sie den Rücken zuehrte. Die Frösche schwiegen noch. Er kam den Weg heruntergefahren, sie sah ihn von weitem, sie dachte vielleicht: Also kommt er doch, gerade heute. Oder sie dachte es nicht, sondern fühlte es. Sie reichte ihm ein

paar Kirschen über den Zaun, als er scharf bremste und absprang. [. . .] Jetzt ist die Sonne in die Hecken gefallen. Fehlt bloß noch, daß sie quer über eine Wiese laufen und das ausgebreitete Heu duftet. Also gut, sie laufen, und das Heu duftet, das haben wir ja alles in der Hand.²⁶

So wenig nachzuweisen oder auch nur zu vermuten ist, daß die Erzählerin mit dieser Schilderung einem bestimmten Vorbild folgt, so offensichtlich ist der Zitatcharakter als solcher. In Erinnerung an viele ähnliche, gerade auch bei Storm häufige Beschreibungen derartiger Erlebnisse wird versucht, sich erneut ihrer Wahrheit zu versichern. Die Betonung des traditionellen Hintergrundes der Szene dient also, wie Mohr zutreffend feststellt²⁷, nicht ihrer ironischen Zerstörung, sondern soll sie gerade umgekehrt wieder ermöglichen, weil die Literatur nicht darauf verzichten kann, der Intensität solcher Augenblicke nachzuspüren und sie beschreibend bewußt zu machen. Das heißt aber noch einmal, daß Storms Dichtungen für Christa Wolf gerade dort Wesentliches leisten, wo eine auf das Gesellschaftliche fixierte Kritik nur von ‚Stimmungsrequisiten‘ spricht, die ihr obendrein verbraucht erscheinen.

Daß in diesem Beispiel die Naturbeschreibung dazu dient, ein Liebeserlebnis zu kennzeichnen, läßt Christa Wolfs Interesse an der Evokation von Glücksmomenten aber auch noch in einer anderen, besonderen Weise von Storm beeinflusst erscheinen. Fast immer ist ja das in seinen Novellen beschworene Glück Liebesglück, Erinnerung an eine zumeist unerfüllt gebliebene Liebe, deren Möglichkeiten in einem Gefühl aus Dankbarkeit und Trauer festgehalten werden. Die Problematik der ‚unglücklich‘ genannten Liebe und ihrer Bewältigung, die hinter solchen Erinnerungen steht, ist nun ein wesentliches Thema auch in „Nachdenken über Christa T.“, und das ist im Hinblick auf bestimmte Konstellationen der DDR-Literatur zumindest ebenso aufschlußreich wie die Tatsache, daß gerade Storm hier als historischer Bezugspunkt in das Blickfeld tritt. Die entscheidende Beziehung, in der die Liebesthematik von Christa Wolf gesehen wird, liegt in der Frage: „Was fehlt der Welt zu ihrer Vollkommenheit?“ und in der Antwort: „Zunächst und für eine ganze Weile dies: die vollkommene Liebe.“²⁸ Unter diesem Anspruch wird über eine Liebesepisode aus Christa T.s Studentenzeit berichtet, bei der ganz wie in Heines ‚alter Geschichte‘ am Ende jemandem das Herz entzweibricht. Hier trifft es den Studenten Günter, der eine „blonde Inge“ liebt wie einst Tonio Kröger, und Christa T., die den Studenten Kostja liebt – „oder die Schönheit“, wie sie ihn in Erinnerung an Platens „Tristan“ nennt.²⁹ Paare jedoch werden nicht aus ihnen, sondern Kostja und Inge verbinden sich und lassen die beiden anderen in Leid zurück – „nun ja: Leid“, wie es ausdrücklich heißt.³⁰

Um den Sinn dieser Bekräftigung eines alltäglichen Kummers zu verstehen, muß man sich bestimmte Positionen der marxistischen Gesellschaftslehre, bzw. der DDR-Literatur vor Augen halten. Dem ‚orthodoxen‘ Marxismus ist, auch wenn es seit langem keine öffentliche Diskussion mehr über dieses Thema gibt, noch immer die Auffassung implizit, daß auch das Gefühlsleben der Menschen letztlich von den ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt wird. So ist dann oft der Schluß gezogen worden, daß mit der Abschaffung des Privateigentums an Produk-

tionsmitteln alle antagonistischen Konflikte zwischen den Menschen aufgehoben sein müßten, also auch der möglicherweise Leid und Vernichtung mit sich bringende Liebeskonflikt. Lukács hat in diesem Sinne in einem Urteil über Fontane angemerkt, „daß die individuelle Liebe ebenso ein Produkt der Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft ist wie ihre praktische Verhinderung durch diese“, ohne daß er dann freilich – genau wie die ‚Klassiker‘ des Marxismus – eine Alternative erkennbar macht.³¹ Inzwischen sind so radikale Töne in der DDR zwar schwerlich mehr zu hören, ja es wird die Verwirklichung der individuellen Liebe, solange sie nicht zu Normverletzungen führt, womöglich feierlicher vertreten als hier bei uns in der Bundesrepublik. Zugleich ist aber doch auch der selbstverständliche Anspruch erhalten geblieben, mit Konflikten in diesem Bereich besser fertig zu werden als irgendeine ‚bürgerliche‘ Gesellschaft. Das findet seinen Ausdruck nicht zuletzt darin, daß man dieses älteste Thema des öffentlichen Interesses nicht mehr öffentlich behandeln zu dürfen glaubt, nicht in der sozial relevanten Ehescheidungsfrage und schon gar nicht in der Dimension von Eifersuchts- und Verzweiflungstaten.³²

In der Literatur der DDR freilich ist das Thema der unglücklichen oder Unglück bringenden Liebe schon lange kein Tabu mehr. Zumeist geht es dabei allerdings um Konflikte zwischen den Bedürfnissen der Liebenden und Normen der Gesellschaft, deren ‚Lösung‘ fast immer ist, daß die bedrohliche Leidenschaft entweder beherrscht oder mit den gesellschaftlichen Forderungen in Einklang gebracht werden kann. Nur bei Plenzdorf, in den „Neuen Leiden des Jungen W.“ und in der „Legende von Paul und Paula“, stellt ein natürlicher Tod – als *deus ex machina* ironisiert – die Ordnung wieder her, und ausschließlich Volker Braun hat es bisher gewagt, den Liebesanspruch eines Paares dem moralisch-politischen Normensystem der DDR unversöhnt gegenüberzustellen.³³ Christa Wolfs ‚Nachdenken‘ jedoch geht in eine andere Richtung. Sie fragt, ob nicht das Leiden an der Liebe ein grundsätzlich unerledigtes, immer existenzbedrohendes Leid ist, für das auch die sozialistische Gesellschaft keinen Trost weiß. Thematisiert wird das in dem Roman in der Schilderung einer Unterrichtsstunde, in der Günter als Prüfungskandidat seinen Schülern zu der Einsicht verhelfen soll, daß Ferdinands Verhalten in Schillers „Kabale und Liebe“ stärker von gesellschaftlichen als von persönlichen Motiven bestimmt werde. Er bekennt sich jedoch, sein eigenes Leid vor Augen, „für die Tragödie in der modernen Liebe“ und widerspricht der Überzeugung seiner Schüler, „unglückliche Liebe sei, in der neuen Gesellschaft, kein Grund mehr, sich umzubringen“. Natürlich gilt er allen als „Beispiel, wohin ein Mensch gerät, der dem Subjektivismus verfällt“. Der Erzählerin jedoch erscheinen rückblickend die leidvollen Verwirrungen der Beteiligten problematischer. Für sie sind sie „kein Spaß, kein Versehen“, aber auch schuldig wagt sie niemanden zu sprechen. Vielmehr: „hier sollte Schicksal im Spiel sein“ – Schicksal, weil unbegriffen, unbegreiflich für sie bleibt, wie es zu den „seltsamen Inkonsequenzen unserer Seele“ kommt, die solche „Romanhandlungen“ in Gang setzen.³⁴ Sie weiß nur, daß das, was hier gelitten worden ist, oft und immer gelitten wird und daß vielleicht die Dichtung, auf die hier in besonders vielen ‚Zitaten‘ angespielt ist, noch immer das meiste darüber zu sagen hat. Selbst der Moment der endgültigen

Trennung Kostjas von Christa T. erscheint vorweggenommen in einem Lied, das – so alt es offenbar ist – auf ihre Situation „widerwärtig paßte“. Dann aber folgt das äußerste Dokument der Ratlosigkeit: Christa T. schreibt „am selben Abend noch“ an ihre Schwester einen Brief, in dem sie nur mehr den Weg Werthers vor sich sieht, „den ganzen Jammer auf einmal und von Grund auf los zu werden“.³⁵ Zieht man in Vergleich, daß noch Plenzdorfs Edgar Wibeau, obschon einige Jahre später vorgeführt und von seinem ‚Vorbild‘ her ganz anders legitimiert, bei aller Enttäuschung darauf besteht, er hätte „nie im Leben freiwillig den Löffel abgegeben“³⁶, so wird erkennbar, wie weit Christa Wolf mit ihrer verständnisvollen Verständnislosigkeit geht.

In der Abschiedsszene gibt es auch einen verdeckten Hinweis auf Storms „Immensee“, und zwar mit der Verszeile „Du hast es nicht gewollt“. Mit ihr wird assoziativ an das ‚alte Volkslied‘ angeknüpft, das Elisabeths Trennung von Reinhard erklären soll:

Meine Mutter hat's gewollt,
Den andern ich nehmen sollt,
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Die Umformung in ein „Du hast es nicht gewollt“ ist freilich aufschlußreich. Sie macht deutlich, daß das Scheitern des Liebesverhältnisses hier nicht irgendwelchen ‚äußeren‘ Faktoren zuzuschreiben ist, wie sie bei Storm als Einfluß der Mutter angedeutet sind, sondern daß sich die Trennung aus einer Entscheidung des Gegenübers ergibt. Das „Du“, das eine Zuneigung nicht erwidert, nicht erwidern kann, wird als das letzte und größte Hindernis für das Zustandekommen der „vollkommenen Liebe“ erkannt, weil es durch keinerlei soziale Entwicklung zu beseitigen ist, nicht jedenfalls in einer Gesellschaft, die die Freiheit der Partnerwahl, die ja eine gegenseitige Freiheit ist, als Teil des Rechtes auf Selbstverwirklichung betrachtet. So ließe sich hier noch einmal widerlegt finden, was schon Freud als eine „haltlose Illusion“ bezeichnet hat, daß nämlich das Privateigentum die wichtigste oder gar die einzige Ursache der menschlichen Rivalität sei: „Räumt man das persönliche Anrecht auf dingliche Güter weg, so bleibt noch das Vorrecht aus sexuellen Beziehungen, das die Quelle der stärksten Mißgunst und der heftigsten Feindseligkeit unter den sonst gleichgestellten Menschen werden muß.“³⁷ Daß die von Freud erwogene, aber letztlich gleichfalls für unwirksam gehaltene Beseitigung auch dieses Vorrechts durch Aufhebung aller individuellen Liebesbindungen weder von Christa Wolf noch sonst in der DDR als ‚Lösung‘ akzeptiert wird, braucht hier nicht eigens ausgeführt zu werden.³⁸

Zu fragen ist freilich, was das ungefähre Storm-Zitat in diesem Zusammenhang besagen will, ob es – entsprechend seiner Abwandlung – den Unterschied zu ‚bürgerlichen‘ Liebeskonflikten erkennbar macht oder in assoziativer Form gerade auf die Ähnlichkeit der Problematik hinweist. Von der neueren Storm-Literatur wird diese Frage natürlich eindeutig in dem schon gekennzeichneten Sinne beantwortet. Hier gilt als sicher, daß von Storms Novellen „etwa die Hälfte das Motiv der Liebe zwischen Paaren“ behandelt, „die durch Standesvorurteile oder sonstige gesell-

schaftliche Schranken getrennt sind".³⁹ Zu w6lch fragw6rdigen Interpretationen das freilich im einzelnen f6hren kann, ist vor allem an Vinçons „Storm“-Monographie abzulesen. Da ‚unterliegt‘ dann in „Immensee“ der Bildungsb6rger Reinhard dem erfolgreichen Unternehmer Erich, oder es kann in „Dr6ben am Markt“ der Arzt die Tochter des Kaufherren nicht gewinnen, weil er „mit dem Reichtum der Patrizierfamilie nicht zu konkurrieren vermag“. Und wenn schon einmal – wie in „Dra6uen im Heidedorf“ – die bis zur Selbstaufgabe f6hrende Zwanghaftigkeit der Liebe dargestellt ist, so scheint Vinçon auch hier noch der „Zusammenhang von materiellem Konkurrenzkampf und Leidenschaft“ durch D6monisierung verdeckt worden zu sein. Mit anderen Worten: Storm habe zwar „durchaus das b6rgerliche Vorurteil vom ‚Geheimnis‘ und der ‚Macht‘ der Liebe“ geteilt, es sei jedoch dadurch „im wesentlichen nur ihr repressiver Charakter unter entsprechenden gesellschaftlichen Bedingungen“ zum Ausdruck gebracht worden.⁴⁰

Nun soll keineswegs bestritten werden, da6 der gesellschaftliche Einflu6 auf die Liebesbeziehungen bei Storm eine erhebliche Rolle spielen kann. In Novellen wie „Aquis submersus“, „Im Schlo6“ oder „Auf der Universit6t“ dominiert dieser Einflu6 in Form von Standesschranken und Vorurteilen offensichtlich. In vielen anderen F6llen aber sind die Ursachen f6r das Scheitern einer Verbindung so vieldeutig, da6 immer auch etwas Unbegriffenes, ob Schicksal, Zufall oder sonstwie zu nennen, eine Rolle spielt. Das l66t sich vielleicht am besten an der Novelle „Angelika“ deutlich machen, weil sich Storm hier gerade besonders darum bem6ht hat, das Verhalten der Betroffenen in seiner sozialen Bedingtheit zu erfassen. 6hnlich wie in „Immensee“ sieht sich auch hier das Liebespaar durch verschiedene Umst6nde daran gehindert, eine feste Verbindung einzugehen oder zu planen. Als sich die Verh6ltnisse dann aber zu ihren Gunsten 6ndern, als Ehrhard ein ausreichendes Einkommen erh6lt und Angelikas Versorgungs-Verl6bnis durch den Tod des Br6utigams wieder gel6st ist, gelingt es nicht mehr, zu der fr6heren Vertrautheit zur6ckzufinden. Sind es nun aber wirklich die sozialen Verh6ltnisse, die die endg6ltige Trennung verschulden? So sehr sie den Zwiespalt bestimmen, in den sich Angelika bei der Wahl zwischen Liebe und materieller Versorgung gedr6ngt sieht, so sehr sie auch Ehrhards Z6gern verursachen – es scheitert am Ende die Verbindung eben doch nicht, weil sein Gef6hl f6r sie „durch die Zeit der Entbehrung schon erkaltet“ war, wie Kuchenbuch schreibt⁴¹, sondern einfach nur, weil er sie nicht mehr liebt. Die Frage nach dem Warum ist nicht beantwortet, nicht jedenfalls im Sinne einer „Determination des menschlichen Gef6hls durch die 6konomischen Verh6ltnisse“. Denn da6 Liebe Belastungen wie die hier dargestellten ohne weiteres 6berdauern kann, ist f6r Storm – man denke an „Im Schlo6“ – wie auch als allgemeine Lebenserfahrung nicht zu bezweifeln. Eher schon k6nnte man unter den vielen kleinen Differenzen, die es zwischen den Liebenden gibt, Anzeichen f6r eine Abneigung erblicken, neben der das Liebesgef6hl am Ende wie ein Trugbild vergeht. Letztlich jedoch bleibt dieser Vorgang r6tselhaft, genauso r6tselhaft wie auch das Aufkommen einer solchen Neigung.

Und wie steht es mit den ‚b6rgerlichen‘ Repressionen bei den anderen Stormschen Liebespaaren? Was bewirkt, da6 Reinhard beim ersten Wieder-

sehen der dreizehnjährigen Elisabeth gegenüber das rechte Wort nicht findet, so daß es war, „als träte etwas Fremdes zwischen sie“? Gewiß nicht der Gedanke an die materiell nicht gesicherte Zukunft, sondern eher das plötzliche Gefühl des Unvertrauten, da sich der Kindeseindruck unweigerlich verliert. Warum gelingt es dem Arzt in „Drüben am Markt“ nicht, die Tochter des Bürgermeisters zu seiner Frau zu machen? Gewiß nicht, weil er ihr als zu arm erschiene, sondern eher wegen seines leicht komischen, immer etwas bemitleideten Äußeren, das die rechte Liebe bei ihr nicht aufkommen läßt. Verstärkt wiederholt sich diese unglückliche Konstellation später in „Eine Malerarbeit“, wo der verwachsene Edde Brunken um die schöne Gertrud wirbt und von ihr nur seiner Gestalt wegen zurückgewiesen wird. Durch einen Zufall bleibt er vor dem Selbstmord bewahrt, den Hinrich in „Draußen im Heidedorf“ in seiner zwanghaft demütigen und ebenfalls unerwidert bleibenden Leidenschaft zu Margret als einzigen Ausweg sieht. Selbst noch in der Novelle „Auf der Universität“, in der Storm die Liebesthematik ja „absichtlich vermieden“ hat⁴², ist das Geschehen keineswegs ausschließlich sozial determiniert. Der Irrweg der Lenore Beaugard wird letztlich auch erst dadurch möglich, daß sie offenbar keinen der ihr zugeneigten Jugendgefährten wirklich lieben kann und die Verlobung mit Christoph nicht als die Glücksmöglichkeit erkennt, die sie unter sozialen Aspekten ‚eigentlich‘ ist.

So betrachtet geht die Problematik der gesellschaftlichen Zwänge in dem umfassenderen Anspruch auf, den ‚idealen‘ Lebenspartner zu finden, die große oder gar die einmalige Liebe kennenzulernen. In einer Welt ohne Religion, ohne metaphysischen Trost, wie sie bei Storm erlebt wird, äußert sich darin vielleicht „nichts als die Angst des sterblichen Menschen vor dem Alleinsein“⁴³, aber es ist eben der einzige Schutz gegen diese Angst und ohne Liebesglück ein erfülltes Leben nicht denkbar. In ihrer allgemeinsten Form teilt Storm diese Überzeugung natürlich mit seiner Zeit. Es ist das Erbe der Romantik, das hier gegenüber einem fortschreitenden Rationalismus sein Recht behauptet. Was Storms Dichtungen ‚modern‘ und für Christa Wolf erst zum Beispiel macht, ist die Tatsache, daß er bei der Darstellung der Hindernisse, die der Liebesbindung im Wege sind, nicht nur auf die Gesellschaft, sondern eben auch auf den einzelnen blickt. Für die meisten Zeitgenossen Storms liegt die Wurzel aller Liebes- und Eheprobleme in der Beschränkung der Partnerwahl durch Standesvorurteile und materielle Abhängigkeiten. Sie zu beseitigen erscheint vorrangig, aber auch ausreichend, um jedem das ihm gemäße, von ihm ersehnte Glück finden zu lassen – für Marx und Engels ebenso wie für viele Liberale, bei Ibsen oder Keller nicht weniger als bei Heyse oder der Marlitt. Allenfalls der alte Fontane ist skeptischer und glaubt nicht so recht an die „freie Herzensbestimmung“, weil des Herzens „Gebrechlichkeit und seine wetterwendische Schwäche“ seiner Ansicht nach immer gesellschaftliche Konventionen notwendig machen werden.⁴⁴ Storm aber geht darüber noch hinaus. Ihn interessiert gerade das Liebesempfinden des einzelnen und das Maß seiner Zuverlässigkeit. Immer wieder stellt er Entscheidungssituationen her, in denen es nicht primär um Geldmangel, um die Einreden der Familie und um sonstige äußere Zwänge geht, sondern nur um die Gefühlssicherheit gegenüber dem anderen. Da aber offenbart sich, daß

diese keineswegs größer wird, wenn der gesellschaftliche Druck nachläßt. Ein wirklich bedrohtes Paar wie das in „Aquis submersus“ erhält gar keine Gelegenheit, die Tragfähigkeit seiner Leidenschaft zu bezweifeln. Dort hingegen, wo die gesellschaftlichen Widerstände vielleicht überwindbar wären und es nur darauf ankäme, an dem Ziel einer dauernden Verbindung entschieden genug festzuhalten, also etwa in „Immensee“, „Angelika“ oder „Auf dem Staatshof“, da zweifeln, zögern, verstummen die Menschen und stellen ihre Wahl selber infrage, wenn nicht sogar – wie in „Drüben am Markt“ – das Liebesgefühl den Partner überhaupt verfehlt. Ihr Leid aber erst ist das wahre Liebesleid, Paradigma der bis heute gültig gebliebenen Erfahrung, daß sich über Liebe weder durch gesellschaftliche noch durch persönliche Anstrengungen einfach verfügen läßt, sondern daß sie Antrieben folgt, die tief in der Psyche der Menschen angelegt und (noch) weitgehend verborgen sind.

Daß der Blick in diesem Zusammenhang gerade auf Storm fällt, hat aber noch einen besonderen Grund. Im Unterschied zu Paul Heyse etwa, der in seinen Liebesnovellen immer mit auskalkulierten psychologischen Erklärungen arbeitet, beläßt Storm das ihm Unerklärbare in Ahnungen und Andeutungen und gibt eigentlich nur die Stimmungen wieder, die Liebeskonflikte begleiten. Dadurch aber werden seine Darstellungen offen für jenen Prozeß der Selbstfindung, um den sich auch Christa T. bemüht und der gerade in der Frage der Partnerbeziehungen heute notwendiger erscheint denn je. Denn da es in den Industriegesellschaften kaum noch unumstößliche soziale und ökonomische Gebote gibt, die die Partnerwahl einschränken, kommt dem Liebesgefühl als Ehevoraussetzung eine so überragende Bedeutung zu, daß sich längst schon spezifische Belastungen daraus ergeben haben. Der Vorteil, die Wahl des Partners ganz aus dem eigenen Empfinden treffen zu dürfen, ist verbunden mit dem Nachteil, auch eine ‚falsche‘ Wahl allein vertreten zu müssen und für die ja zumeist schwerwiegenden persönlichen Folgen weder die Gesellschaft, noch die Eltern, noch irgendwelche anderen äußeren Zwänge verantwortlich machen zu können. Ein Kulturkritiker wie Rougemont sieht es als einen nachgerade gefährlichen Irrweg der abendländischen Geschichte an, daß das gesamte Gefüge der Familienbeziehungen mehr und mehr an ein so instabiles Moment wie das der Liebesleidenschaft ausgeliefert wird, anstatt daß sich rationalere, für den einzelnen und die Gesamtheit weniger riskante Regelungen entwickelten.⁴⁵ Das Wunschbild der von allen sozialen Einflüssen freien Liebeswahl läßt sich durch solche Überlegungen aber natürlich nicht außer Kraft setzen. Es bewahrt seinen Glanz auch noch angesichts der Gewißheit, daß hier großes Glück ohne die Bereitschaft zu großem Unglück nicht zu haben ist. Die Trivialliteratur entwirft die Vision von der einzigen, unbeirrbar Bestimmung täglich aufs neue, und noch das Klischee von der ‚idealen Urlaubsbekanntschaft‘, mit dem Reiseveranstalter wohl nicht zu ihrem Nachteil werben, malt sie farbig aus. Eine Einsicht allerdings, die im 19. Jahrhundert so noch nicht zur Verfügung gestanden hat, mag die zunehmende Wahlfreiheit hervorgebracht haben: daß der von allen sozialen Einflüssen freie Liebesbund nicht notwendig auch ein Glück auf Dauer verbürgt. Das wird an einer Novelle wie „Psyche“ sichtbar, in der Storm ausnahmsweise ein solches reines Gelin-

gen zeigt und gerade darin für uns weniger überzeugend ist als in seinen Konfliktdarstellungen. In dieser Geschichte rettet ein junger Bildhauer ein ihm unbekanntes Mädchen vor dem Ertrinken und verliebt sich so in sie, daß beim ersten Wiedersehen die auch von ihr ersehnte ewige Bindung beschlossen werden kann. Storms Zeitgenossen feierten dieses Liebesgemälde noch als eine Verheißung naturhafter Menschlichkeit: statt der gesellschaftlich geregelten und überwachten Partnersuche das Sich-Verlieben zweier nackter Menschen am Meer. Heute jedoch, wo diese Art Voraussetzungslosigkeit eine schon fast alltägliche Möglichkeit geworden ist, vermag man die daran geknüpften Hoffnungen wohl kaum mehr zu teilen. Und gar wie Ironie wirkt es, daß das hier offengelegte Ideal psychische Dispositionen zum Vorschein bringt, die man mit Sigmund Freud ohne weiteres als neurotisch bestimmen könnte.⁴⁶

Warum aber überhaupt noch der Traum von der unabweisbaren, alles bezwingenden Leidenschaft? In „Nachdenken über Christa T.“ heißt es im Anschluß an die Feststellung, es brauche die Welt zu ihrer Vollkommenheit vor allem die vollkommene Liebe: „Und wenn es nur wegen unserer Erinnerungen wäre, für die man beizeiten zu sorgen hat, und wenn es, zunächst jedenfalls, nur zum Schein wäre.“⁴⁷ Auf einer Umsetzung des Liebesverhältnisses in eine dauernde Bindung ist also nicht beharrt, ja es wird sogar die Möglichkeit in Kauf genommen, daß sich die einst empfundene Vollkommenheit als Täuschung herausstellen könnte. Dennoch wird die Erfahrung großer Liebe für notwendig gehalten, und dies wohl aus der Überzeugung, daß sich das Individuum hier als so einmalig und spontan erleben kann wie sonst kaum mehr in den von Planungen und Erwartungen bestimmten gesellschaftlichen Beziehungen. Deshalb auch das Bestehen auf der Erinnerung, das Festhalten dessen, was an Möglichkeiten in solchen Momenten offenbar geworden ist. Als Christa T. ihre „Sommerliebe“, den jungen Lehrer aus dem Nachbardorf, nach vier Jahren wiedertrifft und sich seiner zunächst nicht erinnern kann, ist ihr das „lieb und unlieb“.⁴⁸ Lieb ist es ihr, weil sie an der Trennung von Kostja leidet und nun hofft, auch sie eines Tages überwunden zu haben. Unlieb ist ihr, daß sie das Erlebnis an sich schon fast vergessen hat, jenen Spaziergang etwa, den die Erzählerin mit den literarischen Chiffren des 19. Jahrhunderts wieder vorstellbar zu machen sucht. Literatur, so wird in diesem Zusammenhang noch einmal deutlich, ist eben vor allem auch ein Angebot zur Bewahrung jener persönlichsten Empfindungen, die im Alltag nur zu schnell vergessen werden, sofern sie überhaupt anders als über das Abbild der Kunst faßbar sind.

Geht es aber nicht auch schon bei Storm zumeist mehr um die Bewahrung solcher herausgehobenen Lebensmomente als um ihre Inanspruchnahme für die Idee einer Bindung auf Dauer? Gewiß, die Trauer über den Verlust der Geliebten, über das zeitige Ende der Beziehung ist das zuerst ins Auge fallende Thema der ‚Resignationsnovellen‘, aber es liegt doch in der Perspektive der Erinnerung immer schon mehr als nur Resignation. Eine Konstellation wie in „Immensee“, die wehmütige Erinnerung eines alten Mannes an seine Jugendliebe, ist zwar insofern deprimierend, als ein lebenslanger, unüberwindlicher Schmerz daraus spricht. Indessen hat Storm selber diese Konsequenz nicht so ernst genommen, wie die Tilgung

eines längeren Abschnittes zeigt, in dem das weitere Leben Reinhards nach der Trennung von Elisabeth zusammengefaßt ist und so als tatsächlich vertan ins Bewußtsein tritt.⁴⁹ In der Altersperspektive spiegelt sich wohl eher nur der Schmerz der Jugend, der von den Möglichkeiten eines späteren Trostes nichts wissen will. Damit aber wird eine Erwartung ausgesprochen, die die Wirklichkeit auch besser macht, als sie eigentlich ist: dem üblichen Verdrängen und Vergessen wird die Gewißheit entgegengesetzt, sich das Bewußtsein der vollkommenen Liebe lebenslang erhalten zu können. In einer ganzen Reihe anderer Novellen ist dieses Bewahrenwollen noch deutlicher, geht es nur um das Zurückrufen von Momenten, in denen eine so tiefe und zugleich so selbstverständliche gegenseitige Zuneigung offenbar geworden ist, daß sie als unverlierbare Möglichkeit im Gedächtnis bleiben soll. „Ein grünes Blatt“ ist eine solche Darstellung, aber auch „Im Sonnenschein“ mit der Erinnerung an die heimliche Begegnung von Franziska und Konstantin im Garten ihrer Eltern. Das deutlichste Beispiel ist aber wohl „Eine Halligfahrt“, wo in unwirklicher Bewegungslosigkeit ein Tag aus dem „sicheren Lande der Vergangenheit“ ins Gedächtnis tritt, an dem eine stumme Zuneigung sich erstmals zu offenbaren suchte und damit zugleich ihr Ende fand. Immer wieder sind es solche „Tage, die den Rosen gleichen“, die Storm beschreibt: „sie duften und leuchten, und alles ist vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuschung“.⁵⁰ Ihr Wert, wollte man ihn zu bestimmen suchen, liegt wohl in der ganzen Klarheit darüber, was sein könnte, möglich wäre, wenn – ja, wenn was? Letztlich, wenn es keinerlei Bedingungen und Konsequenzen für das menschliche Miteinander gäbe, auch und vor allem aber keine Vergänglichkeit. Das ist als unmöglich freilich stets bewußt, und so mischt sich immer auch ein Gefühl der Trauer in die Erinnerung an den so erfüllten Augenblick. „Etwas entschwindet und jemand blickt nach“, kennzeichnet Lukács in seinem frühen Storm-Essay dieses Lebensgefühl, „und er lebt weiter und geht nicht daran zugrunde. Doch ewig lebt in ihm die Erinnerung: etwas war da, etwas ging zugrunde, etwas hätte sein können, irgend einmal . . .“⁵¹

Für Lukács ist diese Haltung allerdings typisch ‚bürgerlich‘, entstanden aus der Erfahrung sich wandelnder gesellschaftlicher Verhältnisse, denen – so jedenfalls seine spätere Erklärung – das Bürgertum als Klasse hoffnungs- und zukunftslos gegenübersteht. Warum aber dann Christa Wolfs Interesse an solchen Empfindungen? In einem „Selbstinterview“ zu ihrem Roman hat sie sich gegen die klassenbezogene Bewertung der ‚Innerlichkeit‘ des Menschen gewandt und es als eine nicht aufrechtzuerhaltende „absurde Meinung“ bezeichnet, „die sozialistische Literatur könne sich nicht mit den feinen Nuancen des Gefühlslebens“ befassen. Das ist freilich noch eher politisch gesprochen, Aufrechnung eines Defizits der DDR-Literatur, in der diese Problematik lange Zeit hindurch als erledigt zu gelten hatte. Den tieferen, eigentlichen Grund formuliert sie in der Forderung, daß es die Aufgabe des Schriftstellers sei, „den Kreis dessen, was wir über uns selbst wissen oder zu wissen glauben, zu durchbrechen und zu überschreiten“.⁵² In gewollter Parallelität zu den Bemühungen der wissenschaftlichen Anthropologie, der Psychologie, der Soziologie versteht sie auch die literarische Prosa als ein Mittel, Erkenntnisse über das Wesen des Men-

schen zu gewinnen, wenn schon mit der ausdrücklichen Absicht, sie nicht zu seiner Beherrschung, sondern zu seiner Befreiung zu gebrauchen.⁵³ Daß in dieser Hinsicht gerade die engsten zwischenmenschlichen Beziehungen noch viele Rätsel, aber auch große Möglichkeiten bergen, wird wohl niemand bezweifeln, scheint doch die Wissenschaft gegenüber den Liebesbedingungen heute so unwissend zu sein wie je, trotz allem, was Freud, Ortega y Gasset, was C.G. Jung, Erich Fromm und viele andere darüber geschrieben haben. So bleibt die Literatur, wo sie gelingt, für Christa Wolf eine unersetzliche „Nachricht aus dem innersten Innern, jener tiefsten Schicht, in die man schwerer vordringt als unter die Erdrinde oder in die Stratosphäre, weil sie sicherer bewacht ist: von uns selbst“.⁵⁴ Die vielgescholtene ‚bürgerliche‘ Innerlichkeit Theodor Storms aber enthüllt für sie, beunruhigend und erlösend zugleich, etwas von jener Menschlichkeit, der gerade ihre, die sozialistische Gesellschaft eine Zukunft eröffnen soll. Rechten wir nicht mit Christa Wolf darüber, ob die Änderung der Eigentumsordnung tatsächlich eine notwendige oder überhaupt taugliche Voraussetzung dafür ist, ihrem Ziel näherzukommen. Insofern diese soziale Bedingung auch für sie nicht hinreicht, sondern für alle nur erst möglich machen soll, was sich der einzelne wohl immer allein erwerben muß, geht ihr Nachdenken über Storm auch uns an.

Anmerkungen

- ¹ Die partei-offizielle Anklage gegen den Roman vertrat Schulz, Max Walter: Das Neue und das Bleibende in unserer Literatur. In: VI. Deutscher Schriftstellerkongreß. Protokoll. Berlin/Weimar 1969. S. 23–59, hier: S. 56. – Eine ausführliche Darstellung der politischen Komplikationen liefert Mohr, Heinrich: Produktive Sehnsucht. In: Basis. Jahrbuch für Gegenwartsliteratur. Bd. 2 (1971). S. 191–233.
- ² Wolf, Christa: Nachdenken über Christa T. Neuwied/Berlin 1969, S. 57 und S. 171 f.
- ³ Nachdenken, S. 5 (Motto).
- ⁴ Es besteht kein Anlaß, an der Aussage Christa Wolfs und an der Erinnerung Hans Mayers zu zweifeln, daß Christa T. existiert und auch in Leipzig eine Arbeit über Storm eingereicht hat (vgl. Christa Wolfs „Selbstinterview“ in: Lesen und Schreiben. Darmstadt/Neuwied 1972. S. 76–80. Hans Mayer: C. W. – Nachdenken über Christa T. Neue Rundschau 81 (1970). S. 180–186). Insofern ist die Exaktheit des literaturwissenschaftlichen Kontextes nicht überraschend. Andererseits können die aus der Examensarbeit zitierten Passagen nicht lediglich als dokumentarisch angesehen werden; sie sind in den Roman integriert und mit ihm zu interpretieren.
- ⁵ Lukács, Georg: Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts. Berlin 1951. Storm ist hier nicht als Einzelautor behandelt, wird aber insbesondere in den Kapiteln über Keller und Raabe immer wieder einbezogen.
- ⁶ Nachdenken, S. 121 ff.
- ⁷ Die von Christa T. erwähnten „geistigen Abenteuer“ Storms kommentiert die Erzählerin mit der Feststellung, daß sich hier zwischen Storm und „einer anderen Person, die ungenannt bleibt, aber anwesend ist“, eine Verwandtschaft herstelle (Nachdenken, S. 121). Das deutet zweifellos auf Th. Manns Storm-Essay hin. Das Frühwerk von Lukács ist damals hingegen kaum bekannt gewesen.
- ⁸ Nachdenken, S. 120.
- ⁹ Goldammer, Peter: Theodor Storm und die deutsche Literaturgeschichtsschreibung. Aufbau 12 (1956). S. 963–972. Der Lukács-Essay wird hier noch bezeichnet als „das Beste, was bisher über Storm geschrieben worden ist“. In den späteren Arbeiten Goldammers wird Lukács dann nicht mehr erwähnt.
- ¹⁰ Goldammer, Peter: Erlebnis und Lebensgefühl. Die Lyrik Theodor Storms. Neue Deutsche Literatur 4 (1956). Heft 12, S. 98–106, hier: S. 104.

- ¹¹ Goldammer, Peter: Einleitung zu Storms Sämtlichen Werken. 4 Bde. Berlin/Weimar ³1972. Bd. 1, S. 7–105, hier: S. 24; – Theodor Storm. Eine Einführung in Leben und Werk. Leipzig ²1974. S. 186 f.
- ¹² Schultz-Gerstein, Christian: Rebell im Lehnstuhl. Als Husumer Bedichter vergoldeter Tage weit unterschätzt: Theodor Storm. DIE ZEIT 46/1971. S. LIT 9.
- ¹³ Vinçon, Hartmut: Theodor Storm. Stuttgart 1973. S. VI (Sammlung Metzler 122); – Theodor Storm in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1972.
- ¹⁴ Nachdenken, S. 124.
- ¹⁵ Storm, Theodor: Ein grünes Blatt. Sämtliche Werke. Hrsg. von P. Goldammer. Bd. 1, S. 533 ff.
- ¹⁶ Vgl. dazu den Briefwechsel zwischen Fontane und Storm im April und Mai 1853. Im Auszug abgedruckt in den Anmerkungen zu „Ein grünes Blatt“. Sämtliche Werke. Bd. 1, S. 791–797.
- ¹⁷ Das hat Storm 1853 in einem erklärenden Brief an Fontane selber bekräftigt. Vgl. Anmerkung 16.
- ¹⁸ Brief Mörikes an Storm vom April 1854. Vgl. Anmerkung 16.
- ¹⁹ Vgl. dazu die Interpretationen von Ladendorf, Otto: Th. S. – Immensee und Ein grünes Blatt. Leipzig/Berlin 1903; Belgardt, Raimund: Dichtertum als Existenzproblem. Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 18 (1969). S. 77–88; Vinçon, Hartmut: Th.S. in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1972. S. 52.
- ²⁰ Brief Mörikes an Storm vom 26. 5. 1853. Zitiert nach: Th.S. Sämtliche Werke. Bd. 1, S. 788.
- ²¹ Vgl. die Zusammenstellung der getilgten Partien in Sämtliche Werke. Bd. 1, S. 780–787. In einem Brief an H. Brinkmann schreibt Storm am 2. 6. 1852 über „Immensee“: „Es ist eine echte Dichtung der Liebe und ganz und durch von dem Dufte und der Atmosphäre der Liebe erfüllt. Von diesem Gesichtspunkt muß jede Beurteilung ausgehen.“ (Th.S. Briefe. 2 Bde. Berlin/Weimar 1972. Bd. 1, S. 163).
- ²² Kuchenbuch, Thomas: Perspektive und Symbol im Erzählwerk Theodor Storms. Marburg 1969. S. 75.
- ²³ Nachdenken, S. 124 f.
- ²⁴ Bloch war von 1948 bis 1957 Ordinarius in Leipzig, gehört also zum historischen ‚Kontext‘ der Studienerfahrungen von Christa T. Das „Prinzip Hoffnung“ kommt als ‚primäre‘ Quelle für die zitierte Passage der Chronologie nach jedoch nicht in Betracht, weil es erst ab 1954 erschienen ist. Vgl. zum Problem des Utopischen auch Huysen, Andreas: Auf den Spuren Ernst Blochs. Nachdenken über Christa Wolf. In: Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur. Bd. 5 (1975). S. 100–116.
- ²⁵ Mohr, Heinrich: Produktive Sehnsucht. In: Basis. Jahrbuch für Gegenwartsliteratur. Bd. 2 (1971). S. 191–233, hier: S. 213 ff.
- ²⁶ Nachdenken, S. 48–51.
- ²⁷ Mohr, S. 213 (vgl. Anmerkung 25).
- ²⁸ Nachdenken, S. 77.
- ²⁹ Nachdenken, S. 77.
- ³⁰ Nachdenken, S. 109.
- ³¹ Lukács, Georg: Der alte Fontane. In: G. L. Die Grablegung des alten Deutschland. Reinbek 1967. S. 120–159, hier: S. 141. Vgl. dazu auch Friedrich Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates (1884).
- ³² Daß die DDR vergleichsweise hohe Ehescheidungs- und Selbstmordquoten hat, ist bekannt. In den öffentlichen Medien werden diese Themen jedoch – soweit ersichtlich – so gut wie gar nicht behandelt. Ein Indiz für das Fortbestehen von Partnerschafts-Problemen sind allerdings die weitverbreiteten Ehwunsch-Anzeigen (vgl. Pragal, Peter: Ein SOS, das nicht ins System paßt. SÜDDEUTSCHE ZEITUNG Nr. 252/1976).
- ³³ Braun, Volker: Unvollendete Geschichte. In der DDR bisher nur erschienen in: Sinn und Form 1975. S. 941–979. Buchausgabe Frankfurt/Main 1977.
- ³⁴ Nachdenken, S. 86 f. und S. 77.
- ³⁵ Nachdenken, S. 88 ff.
- ³⁶ Plenzdorf, Ulrich: Die neuen Leiden des jungen W. Frankfurt/Main 1973. S. 147.
- ³⁷ Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur. Gesammelte Werke. Hrsg. von A. Freud. Bd. 14. London 1948. S. 419–506, hier: 473.
- ³⁸ Zur Funktion der Familie und dem ‚Anarchieverdacht‘ gegen Freud in der heutigen marxistischen Diskussion vgl. Brückner, Peter: Marx, Freud. In: Marxismus, Psychoanalyse, Sexpol. Hrsg. von H.-P. Gente. Frankfurt/Main 1972. Bd. 2, S. 360–395.
- ³⁹ Kuchenbuch, Thomas: „Angelika“ – oder die gescheiterte Auflehnung. Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 21 (1972). S. 68–86, hier: S. 85.
- ⁴⁰ Vinçon, S. 27, 95, 126 (vgl. Anmerkung 19).

- ⁴¹ Kuchenbuch, S. 80 (vgl. Anmerkung 39).
- ⁴² Brief an H. Brinkmann vom 5. 4. 1863. Th.S. Briefe. Bd. 1, S. 417.
- ⁴³ Th.S. „Im Schloß“. Sämtliche Werke. Bd. 2, S. 35.
- ⁴⁴ Fontane, Theodor: Ibsens „Gespenster“ (13. 1. 1887). In: Th. F. Schriften zur Literatur. Hrsg. von H.-H. Reuter. Berlin 1960. S. 184–188, hier: S. 188.
- ⁴⁵ Rougemont, Denis de: Die Liebe und das Abendland. Köln/Berlin 1966. Hingewiesen sei auch auf die Arbeiten von Talcott Parsons (über wesentliche Ursachen und Formen der Aggressivität in der Sozialstruktur westlicher Industriegesellschaften) und William J. Goode (Soziologie der Familie).
- ⁴⁶ Freud, Sigmund: Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens. Gesammelte Werke. Hrsg. von A. Freud. Bd. 8. London 1943. Das in dem Aufsatz „Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne“ (S. 66–77) analysierte Liebesverhalten ähnelt auf frappierende Weise dem Verhalten des Künstlers Franz, sowohl hinsichtlich der (realisierten) Rettungs-Phantasie als auch in der Bedingung vom ‚geschädigten Dritten‘ (Gott Amor) und der starken Bindung an die Mutter.
- ⁴⁷ Nachdenken, S. 77.
- ⁴⁸ Nachdenken, S. 81.
- ⁴⁹ Vgl. Anmerkung 21.
- ⁵⁰ Th.S. „Eine Halligfahrt“. Sämtliche Werke. Bd. 2, S. 314.
- ⁵¹ Lukács, Georg: Bürgerlichkeit und l’art pour l’art. In: G. L. Die Seele und die Formen. Neuwied/Berlin 1971. S. 82–116, hier: S. 94 f.
- ⁵² Selbstinterview, S. 79 f., (vgl. Anmerkung 4).
- ⁵³ Wolf, Christa: Lesen und Schreiben. Darmstadt/Neuwied 1972. S. 179 und 206 f.
- ⁵⁴ Nachdenken, S. 222. Christa Wolfs späterer Prosaband „Unter den Linden“ (Darmstadt 1974) macht in der Titel-Erzählung den Versuch, die allmähliche Bewältigung einer enttäuschenden Liebeserfahrung auf der Ebene eines Traumes darzustellen, um so wenigstens zu beschreiben, was genau zu durchschauen noch nicht möglich ist.